Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 21

Artikel: Sieben kehren heim [Fortsetzung]
Autor: Renaud, Jeanne
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644172

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SIEBEN KEHREN HEIM

JEANNE RENAUD

3. Fortsetzung

Sie beschloss, ein Stück zu Fuss zu gehen, ehe sie das Tram nahm. Während sie durch die Nässe stapfte, war ihr Herz leicht. Seltsamerweise dachte sie an Ullmann und fragte sich, ob er wohl mit ihr zufrieden sein würde.

«Heute vielleicht, aber mit meinem anderen Leben? Nein!» antwortete sie sich selbst.

Micha und Sybil sassen am Abend noch für kurze Zeit in der Bar ihres Hotels, und obgleich Géran sich alle Mühe gab, seine Frau zu unterhalten, blieb sie schweigsam und in sich gekehrt. Immer wieder weilten ihre Gedanken bei den Schnewlins und ihrem engen, aber geraden Dasein. Sie ahnte zum ersten Male dunkel, dass ihr Leben, wie sie es jetzt führten, früher oder später in einer Katastrophe enden musste.

Plötzlich ekelte es sie vor dem schalen Hotelprunk, der sie umgab. Es war, als fühlte sie auf einmal hinter der glänzenden Fassade das Unechte, Unwahre und Haltlose dieses auf Aeusserlichkeiten begründeten Dahinlebens.

Alle diese Empfindungen hatten sich jedoch noch keineswegs zu klaren Gedanken und Folgerungen entwickelt. Vorläufig war es nur eine Warnung ihres gesunden Instinktes, die sie unklar empfinden liess, dass sie sich auf einem falschen und abschüssigen Wege befand.

Micha entwarf mit Eifer Pläne für ihre Reise.

«Wir sollten lieber ins Tessin fahren», meinte er. «Im April taut es auch in grossen Höhen, und in Lugano blühen schon die Magnolienbäume, sagte man mir. Auch dir würden Sonne und Wärme gut tun nach den nebligen und nasskalten Wochen hier.»

Sybil war nicht ganz bei der Sache. Tessin — Magnolienbäume, warum eigentlich nicht, war es nicht gleichgültig, wohin man ging? Dort wie hier war es dasselbe. Hotels, Kellner, Bars, gelangweilte Menschen. Warum also nicht?

«Gut», sagte sie, «fahren wir.» —

Viertes Kapitel

Frau Helene Ritter trat hinter ihren Mann, der am Schreibtisch sass und schrieb, wie fast an jedem Abend. Stets, wenn sie die Buben zu Bett gebracht hatte, kam sie zu Georg herein und setzte sich still in einen Stuhl, um sich mit einer Näharbeit zu beschäftigen.

Heute stand sie eine Weile ruhig hinter ihrem Mann und blickte auf seine eifrig schreibende Hand, die energische Schriftzüge auf das Papier warf. Mit einer weichen Geste legte sie ihre Hand auf sein Haar, um sie einen Augenblick dort ruhen zu lassen. Er legte seufzend die Feder weg und sah zu ihr auf.

«Das wievielte?» fragte sie und deutete auf den angefangenen Bogen.

«Das achtundsechzigste Bewerbungsschreiben.» Er runzelte die breite Stirn. «Aber sieh' 'hier. Da habe ich auch ein Angebot. Ein Ingenieurbüro sucht einen Mitarbeiter. Ich soll mich morgen vorstellen. Sie beschäftigen sich mit Kältemaschinen, aber was mich natürlich am meisten interessiert, auch mit der Ausnutzung einheimischer Kohlenvorkommen. Wir werden sehen, was dabei herauskommt.»

«Kohle, hoffentlich!» antwortete sie mit dem Versuch, zu scherzen. Sie holte ihre Handarbeit und setzte sich in einen Sessel im Lichtkreis der Stehlampe. Ritter erhob sich, streckte seinen vom Sitzen steifen Körper und folgte seiner Frau. Er hockte sich auf einen kleinen Sessel in ihrer Nähe und blickte auf ihren Scheitel, der sich so geduldig über die Näharbeit beugte.

«Eigentlich muss ich dir sehr dankbar sein, Helene», sagte er unvermittelt.

Sie liess die Hände sinken und sah ihn fragend an. Er bemerkte, dass sie vor Freude errötete und dass ihr stilles, feines Gesicht mit den sprechenden Augen dadurch seltsam verschönt wurde.

«Ich weiss genau», fuhr er fort, «dass du schwere Jahre hattest hier im Hause deiner Eltern. Du musstest allein die Buben erziehen und hattest einen Mann, den du nie zu Gesicht bekamst. Dazu die stillen Vorwürfe der Eltern und Verwandten, die nicht verstehen wollten, warum ich draussen blieb. Nun, ich weiss, dass du's verstandest. Ein Mann kann nicht immer vor allem davonlaufen, was ihm nicht passt. Aber jetzt, seit ich in Zürich bin, hast du es noch schwerer. Wieder stehst du zwischen Hammer und Amboss. Du milderst die Schläge, die mich treffen. Da kommt der Mann zurück, fast vierzig Jahre alt, ohne Geld, ohne Stellung, ohne Zukunft!»

Sie wollte ihn unterbrechen, aber er wehrte ab und fuhr fort:

«Lass' mich, Helene, ich muss es einmal sagen, verstehst du? Ihr Frauen wie du, Helene, seid die eigentliche Heimat des Mannes. Ihr gebt ihm die Kraft und die Ruhe, die er für seine Arbeit braucht. Ohne euch gäbe es keine Pioniere, um einmal dieses oft missbrauchte Wort zu verwenden.»

«Aber», warf sie ein, «erscheinen wir Schweizer Frauen nicht hausbacken und rückständig, wenn ihr Männer aus dem Ausland kommt?»

Er lächelte.

«Oh ja, vielleicht! Aber in anderm Sinne, als du glaubst. Ihr erscheint uns gerade so «rückständig», wie wir uns die Mutter unserer Kinder wünschen, verstehst du? Eure Männer und Söhne haben euch seit alters her viel Kummer bereitet. Sie sind von euch fortgegangen und haben euch fremde Frauen ins Haus gebracht. Ihr aber seid euch selber treu geblieben, in einer Art und Weise, die nur der richtig zu ermessen vermag, der Jahre draussen verbracht hat — und beabsichtigt, wieder hinauszugehen, weil er muss.»

Es blieb eine Weile still zwischen ihnen. Dann fragte sie zaghaft:

«Wenn wir nun aber das Stimmrecht erhalten sollten — werden wir dann auch noch so «rückständig» sein, wie du meinst?»

«Ach», er lachte, «das Frauenstimmrecht! Es ist mehr eine Frage der äusseren Form als der wirklichen Kompetenz. Mir scheint es nicht so wichtig, ob die Frau den Stimmzettel selbst in die Hand nimmt, oder ob sie ihrem Mann oder ihrem Sohn im richtigen Augenblick einen Rat erteilt. Die kluge Frau wird auch ohne Stimmrecht ihre Stimme besitzen, und der dummen oder interessenlosen wird auch der Stimmzettel nichts nützen. Die Zahl der berufstätigen Frauen aber, die unverheiratet bleiben, ist nicht so gross, dass sie allzu sehr ins Gewicht fallen würde.»

Jetzt lachte auch sie. «Du magst Recht haben, wie immer.»

«Siehst du! Du bist eine kluge Frau!

«Uebrigens», fügte er hinzu, «magst du mitkommen? Heute abend treffe ich mich wieder mit den andern im Klub. Die Gérans sind verreist, sagte mir Honegger. Du hast dich mit Frau Géran nicht recht verstanden, nicht wahr?»

Sie errötete. «Frau Géran ist sehr fremd, aber sie gefällt mir sehr gut!»

«Siehst du, auch solche «fremden» Frauen braucht unser kleines Land. Auch ihre Kinder werden einmal gute Schweizer werden!»

«Ich möchte lieber hier bleiben», bat sie. Sie deutete auf den Haufen zerrissener Bubensocken auf dem Tisch.

«Ach ja», er lächelte ihr zu.

Ritter gelang es an diesem Abend nur einige Minuten, die Freunde zu sprechen, denn irgend jemand hielt einen Vortrag über irgend etwas, das niemanden interessierte. Ullmann war fortgeblieben.

«Er arbeitet wie ein Berserker», teilte Honegger mit. «Er will sich im Herbst an einer Ausstellung und einem Wettbewerb beteiligen.»

Honegger erschien dem Ingenieur heute stiller als sonst, beinahe bedrückt. Ritter unterliess es daher, von seinen eigenen Sorgen und Plänen zu sprechen. Er plauderte ein wenig mit Schnewlin über Hamburg, das er von früher her kannte, als er dort auf einer Werft gearbeitet hatte. Frau Schnewlin war nicht da.

«Sie näht», sagte Schnewlin stolz.

Keiner von diesen neunmal klugen Männern, die hier zusammensassen, um über das zu diskutieren, was ihnen am wichtigsten erschien, konnte ahnen, was Frau Schnewlins fleissige Hände an Abenden wie diesem nähten. Das wusste nur sie selbst. Und es war

etwas, das alle neunmal klugen Männer benötigt hatten, als sie zur Welt kamen und das allen Frauen zu allen Zeiten wichtiger erscheinen wird als sogar das Frauenstimmrecht.

Als Ritter im Vorraum des Ingenieurbüros wartete, in dem er sich vorstellen wollte, musterte ihn die Sekretärin, die ihn anmelden sollte, ebenso neugierig wie geringschätzig. Ja, ihre Blicke kamen ihm fast mitleidig vor. Er ärgerte sich darüber, aber während er noch überlegte, welchen Grund wohl das junge Mädchen für ihre so deutlich zur Schau getragenen Gefühle haben mochte, wurde er von einem jungen Mann an eine der verschlossenen Türen geführt.

«Herr Frei und Herr Mayr erwarten Sie», sagte er. Damit öffnete er Georg Ritter die Tür.

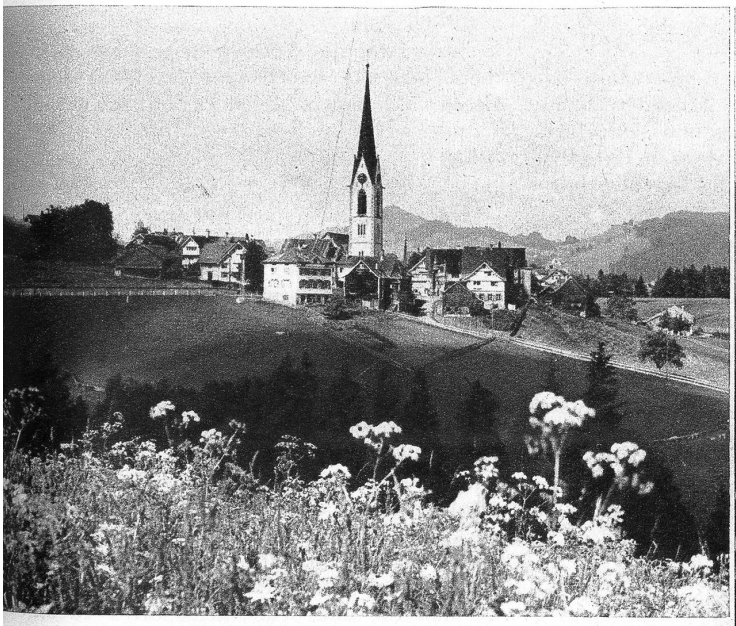
Zwei Herren erhoben sich, um ihn zu begrüssen, von denen einer jünger als Ritter, blond und schlank war. Er hatte die Gewohnheit, die Leute, mit denen er sprach, mit einem stechenden Blick festzuhalten — gleichsamn festzunageln — und dazu mit seinem rechten Zeigefinger schraubenartige Bewegungen in der Luft zu vollführen.

Diese Eigentümlichkeiten des Herrn Frei irritierten Ritter anfänglich, dann gewöhnte er sich daran. Immerhin konnte er nicht umhin, sich selbst einzugestehen, dass ihm Herr Frei wenig sympathisch war.

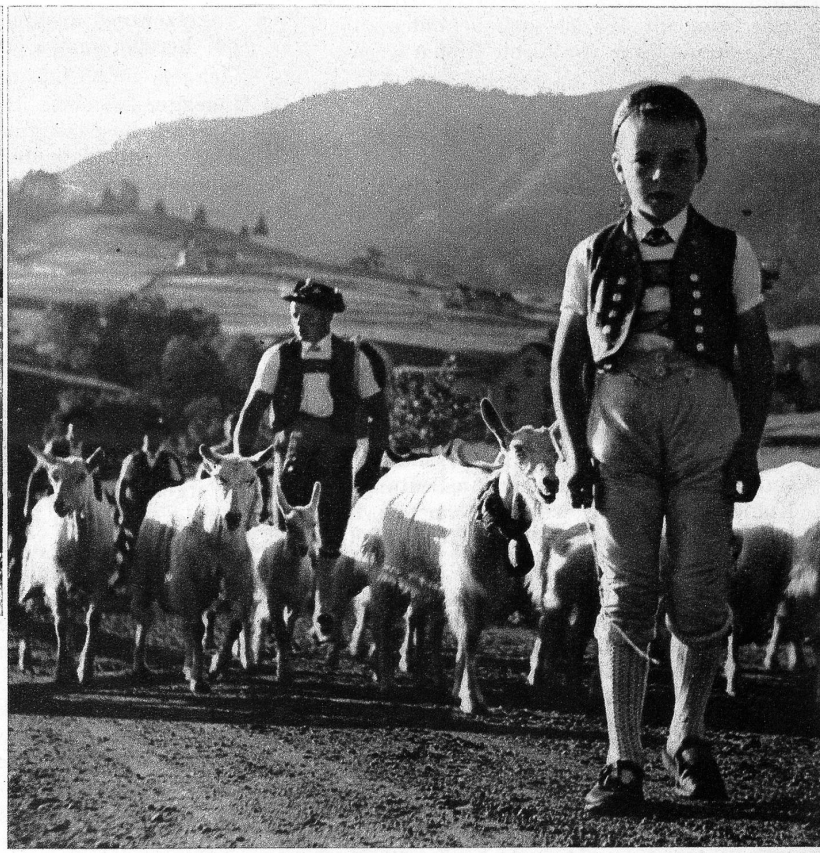
Aus dem zweiten der Herren, Herrn Mayr, wurde er nicht sofort klug. Dieser verbarg ein Paar aufmerksamer Augen hinter dicken Brillengläsern, trug auffallend niedrige, steife Kragen und war zirka fünfzig Jahre alt. Er sah eigentlich wie ein braver Familienvater aus einer innerschweizerischen Kleinstadt aus. Es stellte sich dann heraus, dass es sich wirklich auch so verhielt; denn Herr Mayr war Witwer und lebte in Schwyz.

Vorläufig war es Georg Ritter jedoch nicht klar, was diesen Mann dazu bewogen haben konnte, sich für Freis neue Kältemaschine oder seine Kohlenvorkommen zu interessieren. Nach einigem Hin und Her kamen sie überein, dass Ritter seine Stellung sofort antreten und dafür ein Salär von sechshundert Franken monatlich erhalten sollte.

Es schien Ritter nicht angebracht, schon heute von seiner Erfindung oder von seinem besonderen Interesse für Kohlengruben zu sprechen, er wollte erst einmal abwarten und sich den ganzen Betrieb näher ansehen. Für heute freute er sich, Helene und den Kindern berichten zu können, dass er eine Stellung gefunden habe. Er beschloss, mit seiner Frau diesen Abend festlich zu begehen, indem sie auswärts essen gingen. Helene würde sich freuen, den ewigen Sticheleien der Eltern einmal entfliehen zu können.



Hundwil, ein sauberes Appenzellerdorf und Landsgemeindeort

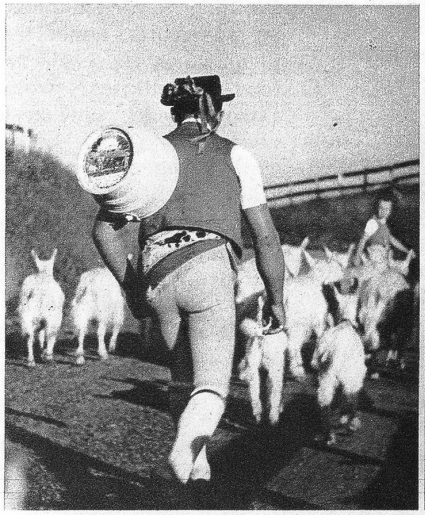


Vorweg der Hüterknabe in der rot-gelben Tracht mit dem Geissenvolk

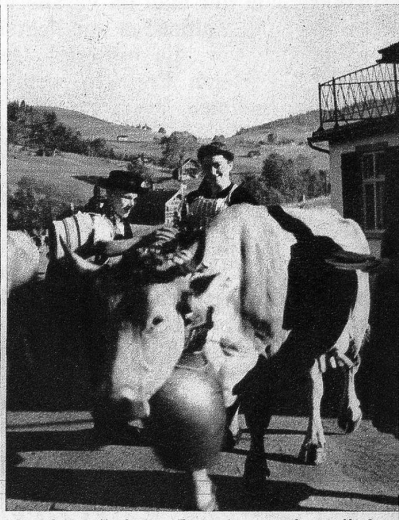
«Mir fahrit z'Alp morn!»

So geht der Ruf alle Jahre im Mai von Mund zu Mund durchs Appenzellerland. Und all das «Nötige» wird am Tag vorher zurecht gemacht. Geht der Weg doch oft 30 und mehr Kilometer weit, bis die Herden in der Hochalp, Schwägalp, Petersalp und wie sie alle heissen, angelangt sind. Je nach Distanz wird in aller Früh, die ersten schon um 3 Uhr, ausgefahren. Es ist ein farbenprächtiges Bild in der hügeligen Landschaft, wenn sich der Zug durch die schmucken Dörfer Stein, Hundwil, Waldstatt, Urnäsch johlend und singend und mit Glockenklang den frischen Alpen zuzieht. J. F.

Links: «Näs giftig's Chögli. säb Grossätti.» «Sisch nit so schlimm, mi muess si nume verstoh.» Die alte Generation bleibt zu Hause und überlässt das Sennen den Jungen



Ein strammer Appenzellersenn hat viel Sinn fürs Schöne und auch Humor mit seinem reich verzierten «Milchgeltli»



Gastfreundlich für Fremde, gastfreundlich für die Eigenen, ist das Kennzeichen der Appenzellerwirte. So ist es eine schöne alte Tradition, die Sennen beim Durchmarsch gratis zu bewirten

Ingenieur Frei stapfte mit seinem neuen Mitarbeiter auf einer Halde herum, unter der sich nach seiner Meinung ein Kohlenvorkommen befinden sollte. Zu ihren Füssen lag eine Bodensenkung und auf der anderen Senke eine Art schmutziger Hügel, der davon herrührte, dass man dort eine Zeitlang Kohle geschürft hatte.

Diese hatte sich durch Minderwertigkeit und schlechte Brennbarkeit ausgezeichnet, und die Aktionäre der Gesellschaft hatten das Unternehmen eingestellt, da sie fanden, dass sie ihr Geld auch anderweitig investieren könnten.

Ritter bezweifelte sehr, dass ein Versuch, nach Kohle zu graben, sich an der von Frei bezeichneten Stelle lohnen würde. Er glaubte vielmehr und verschwieg dies Frei keineswegs, dass es sich bei dem Kohlenvorkommen auf der anderen Seite der Senke nicht nur um ein minderwertiges sondern auch um ein örtliches handle, und sich auf der Seite, auf der sie sich befanden, überhaupt keine Spur von Kohle finden werde.

«Hm», Frei sah von Ritter weg über die Landschaft, die noch einen grauen, trostlosen Eindruck machte in ihren winterlichen Farben.

«Ich glaube», betonte Ritter noch einmal, «dass es zwecklos ist, hier überhaupt zu schürfen.»

Frei hielt den andern mit seinem stechenden Blick fest:

«Vielleicht wollen wir gar nicht schürfen», meinte er leichthin.

Ritter verstand nicht sogleich und sah Frei fragend an.

Dieser fuhr schnell fort:

«Verstehen Sie denn nicht, Mann? Wir sind keine Gesellschaft zur Ausbeutung von Kohlenvorkommen, wir sind nur ein Ingenieurbüro, das Berechnungen aufstellt, Gutachten abgibt, projektiert. Die Gesellschaft ist in diesem Falle die Fabrik, die Sie dort hinten sehen und die dringend Kohle benötigt. Sie ist daran interessiert, zu wissen, ob es hier eine Chance gibt oder nicht. Wir sind indessen daran interessiert, an diesen Berechnungen und Projekten zu verdienen, verstehen Sie?»

«Hm», machte nun Ritter seinerseits.

Aber auf dem Heimweg in die Stadt blieb er nachdenklich und schweigsam. Es schien ihm unehrlich, an einer Sache verdienen zu wollen, von der man im voraus wusste, dass sie für den Zahlenden aussichtslos sei. Er nahm sich vor, die bisherige Geschäftsführung des Herrn Frei ein wenig unter die Lupe zu nehmen.

Dies gelang ihm in den nächsten Tagen ziemlich unauffällig. Er konnte feststellen, dass das Ingenieurbüro Frei & Mayr bisher mit Defizit gearbeitet hatte, dass man ausser einigen Geldern für «Berechnungen» und «Projekte» kaum Einnahmen zu verzeichnen hatte und dass sich die neue Kältemaschine so wenig bewährte, dass bereits einige Prozesse gegen die Firma angestrengt worden waren.

Soweit war ihm der Tatbestand bald klar. Was aber keineswegs verständlich schien, war die Feststellung, dass Herr Mayr in dieses Unternehmen immer wieder sein gutes Geld hineinsteckte. Dieser brave Bürger hatte ihm eigentlich nicht wie ein ausgemachter Trottel ausgesehen.

Eines Abends rief Georg Honegger an. Er musste einfach mit irgend jemandem über die Dinge sprechen, die ihn beschäftigten. Honegger verabredete sich mit ihm in einer kleinen Teestube und fragte sich, während er auf Ritter wartete, wie es möglich sei, dass ein Tatmensch wie der Ingenieur sich bei ihm aussprechen musste. War es so, dass die Heimat die Menschen, die draussen ihren Mann gestanden und den grössten Gefahren getrotzt hatten, unsicher und verwirrt werden liess? War es die Enge, die sie wie gefangene, an Freiheit gewöhnte Tiere in kleinlaute Bedrängnis brachte? Honegger nahm sich gerade vor, einen Artikel über dieses Problem zu schreiben, um ihn einer grösseren Tageszeitung anzubieten, als er Ritter zur Tür hereinkommen sah.

Nachdem sie bestellt hatten, erzählte Ritter Honegger freimütig die ganze Geschichte seiner neuen Beschäftigung und seine Zweifel an der Redlichkeit des ganzen Unternehmens im allgemeinen wie des Ingenieurbüros Frei im besonderen.

«Ich bin mir klar geworden», schloss er seinen Bericht, «dass es meine Pflicht ist, mit Herrn Mayr zu sprechen. Dabei bin ich mir bewusst, dass diese Aussprache sehr wohl den Verlust meiner Stellung nach sich ziehen kann.»

Honegger überlegte einen Augenblick und sagte dann:

«Ich bin absolut Ihrer Meinung. Es nützt nichts, irgend etwas zu unterlassen, was wir für richtig angesehen haben. Es würde sich später bitter rächen. Nun ist also der Friede verkündet worden», fuhr er fort. «Ich hatte erwogen, ob nicht unser kleiner Kreis eine Feier abhalten sollte irgendwo. Aber Gérans sind fortgefahren, und mir ist gar nicht zum Feiern zumute.»

«Wem könnte nach Feiern zumute sein angesichts eines solchen Friedens? Dieser Friede kommt zu spät, er kommt so spät, dass er sozusagen schon die Konfliktsstoffe für einen neuen Krieg in sich trägt. Die Zerstörung und das Elend sind zu gross, werden noch ins Ungeheuerliche wachsen. Die Politiker werden doppelt so klug, zehnmal so weitsichtig, hundertfach freier von verblendendem Hass sein müssen als nach dem letzten Weltkrieg, wollen sie aus diesem Chaos wieder eine gesunde Welt zurechtzimmern.»

Der Ingenieur schwieg, und die beiden Männer sahen sich ernst an.

«Wir aber», fuhr er dann fort, «wir müssen an den Aufbau denken und sollten wir mit den blossen Händen Stein auf Stein tragen oder» — er lächelte Honegger an — «oder als Wanderprediger durch die zerstörten Länder Europas ziehen.»

Honegger lächelte zurück.

«Ja, als Wanderprediger», sagte er.

Ritter fuhr nach Schwyz zu Herrn Mayr, wie er sich vorgenommen hatte. Er fand ein solides, verhältnismässig grosses Haus vor, das aber Mayr nur zum Teil bewohnte. Einige Stockwerke waren an andere Parteien vermietet.

Als der Ingenieur auf die Glocke drückte, erschien ihm sein Besuch bei Herrn Mayr plötzlich ausserordentlich gewagt oder gar lächerlich. Aber es war zu spät, um sich Gedanken zu machen; denn die Tür öffnete sich, und Herr Mayr stand selbst vor dem Besucher.

Er war weit weniger erstaunt, als der Ingenieur befürchtet hatte. Man konnte eher annehmen, dass er sich freue, Ritter zu sehen, so herzlich begrüsste er ihn.

Sie betraten ein einfaches Zimmer mit bequemen alten Sesseln am Fenster, und nachdem Ritter Platz genommen hatte, sah ihn Mayr erwartungsvoll an, damit er den Zweck seines Besuches erkläre. Ritter, sonst nicht verlegen, wenn es galt, unter Männern ein offenes Wort zu sprechen, war es recht unbehaglich zumute. Wie in aller Welt sollte er dem Mann ihm gegenüber die brutale Wahrheit beibringen?

Mayr, der die Verlegenheit seines Besuchers bemerkt haben mochte, überraschte diesen vollkommen, indem er plötzlich gerade heraus sagte:

«Ich glaube zu ahnen, was Sie hergeführt hat.»

Ritter blickte erstarrt auf Mayr, dieser erwiderte freundlich den Blick. Dann sprudelte der Ingenieur tatsächlich alles hervor, was er sich seit seinem Entschluss, zu Mayr zu fahren, zurechtgelegt hatte. Der Aeltere nahm die Erklärungen des Ingenieurs mit gelassener Ruhe hin. Nachdenklich streifte er die Asche von seiner Brissago, dann begann er:

«Sehen Sie, Herr Ritter, da kommt nun so ein weltgereister Mann wie Sie zurück in seine Heimat und findet einen alten, provinzlerischen Mann vor, der seiner Meinung nach sein Geld sinnlos zum Fenster hinauswirft. Er hält es für seine Pflicht, diesen alten Mann aufzuklären, zu warnen. Und da sind Sie nun! Sie waren offen zu mir, Herr Ritter, ich möchte es auch zu Ihnen sein. Alles das, was Sie mir soeben erzählt haben, wusste ich, weiss es schon lange. Ich bin ein einsamer Mann, einsamer als Sie ahnen können, und habe ziemlich viel Geld. Als dieser Krieg kam, wollte ich gern etwas tun, ich sah, dass uns Kohle fehlt, ich begann mich für diese geringen Kohlenvorkommen zu interessieren, die es im Lande gibt. Ich steckte Geld hinein, ja, aber nicht, um Herrn Frei eine Freude zu bereiten, sondern um etwas Nützliches zu tun mit dem unnützen Geld. Ich sah immerhin eine Chance, doch einmal auf ein grösseres Vorkommen zu stossen. Dazu kam noch ein weiteres. Ich konnte von dieser Beschäftigung, diesem Spiel mit der Wahrscheinlichkeit nicht mehr lassen. Ich könnte es mir heute nicht mehr vorstellen, wieder sinn- und zwecklos hier in meinem Zimmer zu hocken und zu wissen, dass meine Verwandten darauf warten, mich beerben zu können. Da haben Sie meine Geschichte. Die Geschichte eines Landsmannes, der nie über die Grenzpfähle hinauskam, es sei denn in seinen Wünschen.»

Er schwieg und Ritter musste seine Gedanken sammeln. Plötzlich sah er seine Chance, die grosse Chance! ‚Oh, könnte ich mit Engelszungen reden', dachte er.

(Fortsetzung folgt)

Bestecke von Schaerer + Co